

Das Tao des Laotse

Tao ist die allumfassende, unsichtbare Ordnung „der Dinge und Geschehnisse“; - auch der Lebewesen. Unsichtbar ist diese Ordnung wegen ihres allumfassenden Charakters. Sehen kann man Einzelheiten und Einzelnes, die umfassende Ordnung des Ganzen kann man nicht sehen. – Aus demselben Grund kann man Tao auch nicht tasten und schmecken, vielleicht nicht einmal bezeichnend aussprechen, wie uns Laotse gleich am Anfang nahe liegt: „Das Tao, das man nennen kann, ist nicht das wahre Tao.“ Also gleich zu Beginn eine Reflexion auf die Unaussprechlichkeit der umfassenden Wahrheit. Und doch gilt gerade ihr sein Interesse.

Im Jahre 1973 wurden nahe dem Dorf Mawangdui, nahe Changsha, der Hauptstadt der heutigen chinesischen Provinz Hunan, in einem uralten Adelsgrab zwei Niederschriften des Taoteking gefunden, die ca. 500 Jahre älter sind als die bisher bekannte Standardversion. Die Standardversion beruht auf der Überlieferung des Wang Bi, der auch einen der wichtigsten Kommentare des Taoteking verfasst hat. Er lebte zu Beginn des 3. nachchristlichen Jahrhunderts. - Nach den Seidentexten von Mawangdui steht das 1. Kapitel der Standardversion erst an Stelle 45 und hat somit nicht den Vorrang des Anfangs. In den Seidentexten steht Kapitel 38 der Standardversion vorne: „Höhere Kraft ist kraftlos, daher hat sie Kraft, ..., höhere Kraft ist Nicht-Handeln ohne Wofür, ...“ Demnach müsste also das Buch heißen: „Tetaoking“, Buch von der Wirkkraft und dem Tao und nicht „Taoteking“, „Buch vom Tao und der Wirkkraft“. In der Tat scheinen mir die ethischen, pädagogischen und politischen Aspekte des Werks gegenüber den naturphilosophischen Aspekten ein Übergewicht zu besitzen. Aber zu trennen ist das eine vom andern nicht, denn das Buch handelt von der Stellung des Menschen in der Wirklichkeit insgesamt, beinhaltet also den Anspruch auf einen [den?] umfassenden Überblick. – Eine deutsche Erstausgabe dieser Texte erfolgte 1995 im Fischer Verlag, herausgegeben von Hans-Georg Möller.

Tao ist die der Wirklichkeit innewohnende Ordnung. Nicht ein der Wirklichkeit äußerlich aufgeprägtes Gesetz. Tao ist die grundlegende, der Wirklichkeit innewohnende Ordnung. Statt „Ordnung“ kann man auch sagen: „Gefüge“ oder „Struktur“.

Der Ausdruck „Tao“ stammt aus der Astronomie der alten Chinesen. Hier war es Art und Gesetz des beständigen Wandels der Gestirne. Die Gestirne bewegen sich, aber die Art des beständigen Wandels hat etwas Bleibendes. Man kann sagen: Das Bleibende ist diese Art des unaufhörlichen Wandels. Das Tao war also zunächst das Tao der Gestirne.

Das allumfassende Tao, das Tao „von allem“, wohnt einer Welt des Werdens und des Wandels inne, einer Wirklichkeit entstehender und vergehender Einzelwesen.

Tao ist nicht Brahman, aber es hat Ähnlichkeit damit. Tao ist nicht Logos, Tao ist nicht Gott. Aber es besteht eine Ähnlichkeit zu allem diesen. Tao ist Brahman, Logos und Gott in einer spezifisch chinesischen literarischen Atmosphäre. Die Interpretation stößt auf das Problem der Übersetzbarkeit bzw. Unübersetzbarkeit eines Gedanken- bzw. Aussageinhalts aus einer literarischen Atmosphäre in eine andere. Man kann auch vom Problem der Identität eines Gedankeninhalts über verschiedene, solcher literarischer Umfelder hinweg sprechen.

Würden wir uns für die prinzipielle Unübersetzbarkeit eines fremdsprachigen Textes aussprechen, müssten wir auf jegliches Textverständnis verzichten. Man könnte dann einen spezifischen oder allgemeinen Aussageinhalt nicht in einer anderen Sprache reproduzieren. Würden wir uns für Übersetzbarkeit ohne Wenn und Aber aussprechen, würden wir die beträchtlichen Übersetzungsprobleme übersehen, die es tatsächlich gibt. Eine Übersetzung Wort für Wort, oder im Falle des Taoteking Zeichen für Zeichen, gibt es nicht, lediglich etwas größere Passagen und Sinneinheiten sind in eine gewisse Entsprechung zu bringen. Dabei liegen in den verschiedenen literarischen Atmosphären unterschiedliche Konnotations- und Assoziationszusammenhänge nahe. Eine absolut gelingende Übersetzung und Paraphrase

gibt es aber nicht. – Hinzu kommt, dass, - wie ich vermute -, die Gedankeninhalte schon in der Originalsprache mehrdeutig und unpräzise artikuliert sind.

Identität und Unterschied [Differenz] [abgeschwächt: Ähnlichkeit und Unähnlichkeit] sind die allgemeinen Gesichtspunkte des vergleichenden Nachdenkens. Kant und Hegel sprachen von „Reflexionsbegriffen“ bzw. „Reflexionsbestimmungen“. Wir reden hier von Identitäten und Differenzen im Zusammenhang vergleichender Text-Auffassung, wo man versucht, einen vorliegenden Text durch Paraphrasen, Vergleiche und Verfolgung sachlicher und assoziativer Zusammenhänge „verständlich zu machen“, bzw. zu „erklären“. Man beachte: es geht hier um die Identität und Differenz von Gedankeninhalten und Bedeutungszusammenhängen. Unterschiedliche Formulierungen, eventuell auch in verschiedenen Sprachen, können Ähnliches, im Grenzfall sogar Identisches „beinhalten“. –Es geht also um gedankliche Entitäten und Identitäten, um „geistige“ Inhalte, welche von verschiedenen Menschen im Falle von Textverständnis mehr oder weniger adäquat aufgefasst werden können. [Die „Inhalte“ sind deshalb „transpersonal“ und „intersubjektiv“, und nicht „intrapyschisch“ oder gar internhirnphysiologisch. Allerdings hat das Auffassen eines Gedankeninhalts immer auch eine subjektiv-individuelle und persönliche Seite, wie ich annehme.] Wer das Verständnis fremder Texte hinsichtlich gedanklicher Entitäten und Identitäten für völlig ausgeschlossen hält, macht eine „unmögliche“, zumindest sehr problematische hermeneutische Vorgabe. Die prinzipielle Möglichkeit der Erfassung von Identität und Differenz bezüglich eines gedanklichen Inhalts muss m. E. vorausgesetzt werden. Faktisch mögen wir in vielen Fällen scheitern.

In der gedanklichen Formulierungsarbeit des Verstehens [von Texten] kann uns [fast] jedes Wort in seiner Bedeutung fraglich werden, aber nicht alle Bedeutungs- und Aussageinhalte zugleich. [Anspielung auf den späten Wittgenstein.] Man legt sich mehr und mehr ein System von Formulierungen zurecht, die man für treffend, verständlich oder sonst irgendwie zweckmäßig hält. [Man „kultiviert“ sozusagen eine „Lebensform“ des Verstehens. Mit Fragen, Gesichtspunkten und Redewendungen, die man für treffend hält. Im allseitigen Wechselspiel von allem mit allem wird diese Lebensform beständig irgendwo umgebaut.]

Letztlich muss es auch irgendwelche Formulierungen geben, die der beobachteten Wirklichkeit entsprechen. Externe Beobachtung [der Außenwirklichkeit] ist ja letztlich das Fundament der empirischen Wahrheit. - Eine Sprache reiner Beobachtung scheitert jedoch an der Art des menschlichen Denkens, welches ohne Konstruktionen, Modelle, Hypothesen, Fiktionen und Projektionen [Erwartungshaltungen] nicht auskommt. Deshalb ist es so schwierig, unverfängliche Beispiele für reine Beobachtungsbefunde zu finden.

Die Vielfalt der Bedeutungsebenen und Verwendungssinne [irgendwelcher Formulierungen] ist das Hauptproblem des Textverständnisses. „Text“ hieß u. a. auch einmal „Gewebe“. Wir könnten von einem „Gewebe“ vielfältiger Sinnzusammenhänge sprechen, wobei sich auch stimmungsmäßige Ausdrucksbedürfnisse, versteckte „Beziehungsbotschaften“ und vieles mehr in sprachlichen Äußerungen Ausdruck verschaffen. [Ich denke an Friedemanns „Quadratur“ der Nachricht. Er unterscheidet Aspekte der Information, der Beziehung, des Appells und der Selbstdarstellung.]: Es gibt so viele Möglichkeiten des faktischen Missverstehens, dass man an der prinzipiellen Möglichkeit von Verständigung zeitweise zweifeln wird. Ich nehme aber an, dass es Phänomene gelingenden Verstehens gibt, obwohl sie schwer nachweisbar sind.

Kants „Tatsache“, dass Gedankeninhalte einen Bezug auf „mögliche Anschauung“ zumindest prinzipiell haben müssen, [um nicht „inhaltsleer“ und „ohne Bezug auf mögliche Wahrheit“ zu sein] überhebt uns nicht des Erfordernisses, auch über Gedankeninhalte selbst zu sprechen und sie damit zum identifizierbaren Gegenstand und Thema zu machen.

An dieser Stelle ein relativierender Hinweis. Tao mag z.B. so etwas wie Brahman in einem chinesischen Assoziationsumfeld sein, aber es gibt darüber hinaus einen anderen Unterschied. Der Widerpart des Brahman fehlt, der Atman. Die taoistische Denkweise ist von vornherein monistisch und kennt keine separierbare Existenz von irgendetwas. Alles, was existiert, existiert als Teil der Gesamtwirklichkeit wechselseitig sich bedingender Geschehnisse. Nichts steht außerhalb dieses Gesamtgeschehens. Die Gesamtwirklichkeit hat dabei physische, psychische und geistige Aspekte. Es gelten in ihr mechanische und teleologische Kausalitäten, sowie Notwendigkeit und Freiheit, die ebenfalls nebeneinander bestehen. Es handelt sich also nicht um eine Konzeption materieller Wirklichkeit im neuzeitlichen Sinne mit lediglich physikalisch-kausalen Mechanismen. [Ich übergehe hier die Schwierigkeit, diesen Kausalitätsgedanken zu erörtern. Vermutlich ist er nicht präzisierbar.] Lediglich in der Gelassenheit des Berufenen scheint es etwas Beharrliches zu geben. Das Tao hat ihn, den Berufenen, dazu freigesetzt, einer beharrlichen Flexibilität zu huldigen. Aber der Begriff eines beständigen Subjekts des Denkens und Handelns fehlt. Man kann dazu sagen, dass ein solches Subjekt ja auch tatsächlich nichts Wirkliches ist, z. B. unter Berufung auf die buddhisti-

schen Anatta-Lehre [oder auch David Hume!]. Das tatsächlich Wirkliche geht in allen Fällen aus der Gesamtheit wechselwirkender Geschehnisse hervor. Das denkende Subjekt ist etwas, das eigentlich kein Etwas ist. Kein Teil der Wirklichkeit, sondern z. B. Grenze der Abstraktion, oder z. B. [absolute] Sprach- oder Denkform. – Zu diesem Subjekt-Begriff, eigentlich kein Begriff von etwas, ist Laotse nicht gelangt. Oder mit Hegel: „hat sich nicht zu diesem Begriff erhoben“. – Man kann dies allerdings im Sinne von Wittgensteins Konzept des Nicht-darüber-Reden-Könnens deuten, wie ich es in meinen Ausführungen zur „Mystik des Unausprechlichen“ versuche. Dann wird es zu einem raffinierten Arrangement, dass Laotse „über gewisse Dinge“ einfach nicht reden will und kann.

Eine orakelhafte Ungreifbarkeit und Unangreifbarkeit kann auch als positive Qualität eines Textes geschätzt werden. Mehrdeutigkeit und daraus resultierende Unverständlichkeit kann nicht in jeder Hinsicht als Mangel gelten. Sie kann auch als Sinnreichtum und Tiefsinn aufgefasst werden und zu vielfältigen Folgereflexionen und Interpretationsversuchen Anlass geben. Dies ist bei dem Buch Taoteking zweifellos der Fall gewesen.

Chung – Hwan Chen unterscheidet sechs Bedeutungen des Wortes Tao. 1. Ultimate Source, also ein Urgrund von allem. 2. The storehouse of myriad things, also die Seinsart des vielfältig Seienden, z. B. die umfassende Raum-Zeit-Struktur „der Dinge“. 3: the ultimate model both of things which are not human and human beings, griechisch telos, Zweck- und Sinn-ausrichtung der verschiedenen Einzelwesen innerhalb des umfassenden Ganzen. 4. the agent or the efficient cause, also wirkende Ursache. 6. reversion, Wohin des Vergehens. Wohin des Vergehens und Woraus des Entstehens sind der Sache nach dasselbe. [What Does Lao Tzu Mean by the Term „Tao“, in Ching Huai Studie Press, Shin Chu, Taiwan 1964, 150 – 161, zitiert nach Yen Hui Lee, Gelassenheit und Wu-Wei. S. 27]

Thome H. Fang unterscheidet vier Bedeutungen: ontologically, cosmogenetically, phenomenologically, characterologically. Ich verstehe diese Aspekte hier so: Seiendes [und Nicht-Seiendes, z. B. das Leere] insgesamt betreffend, Raum-Zeitlich-Seiendes insgesamt betreffend, die Art der wahrnehmbaren Einzelwesen betreffend [Gestalt?], die Charaktere der Wesen im Einzelnen betreffend [Gepräge? Telos?]. [Chinese Philosophy. Its Spirit and Its Development, Tapei 1981, zitiert nach Yen-Hui Lee, S. 27]

Tao ist analog Gott „Ursache“ [„Urgund“] von Himmel und Erde, sowie der Einzelwesen zwischen Himmel und Erde. Aber nicht äußere „Ursache“ mit von der Welt gesonderter [separierbarer] Existenz, sondern innere, der erfahrbaren Wirklichkeit innewohnende „Ursache“. Tao ist ein pantheistisches „Urwesen“, ein inneres Agens von allem, das als Einheit eine Wirklichkeit der Vielfalt vergänglicher Einzeldinge produziert. – Das allumfassende Tao ist kein extramundanisches Urwesen. – Intramundan ist es genau genommen aber auch nicht, weil es kein innerweltliches Einzelding ist, sondern eben die allumfassende Wirklichkeit der Welt.

Tao ist die Ursache von Sein und Nicht-Sein. – Im Lebensraum zwischen Himmel und Erde gibt es nicht nur Einzelwesen, sondern auch entsprechende Bewegungsspielräume zwischen diesen. Am Beispiel des Spruches über die 30 Speichen des Rades [11] sieht man, wie Laotse den Ausdruck „Nicht-Sein“ gebraucht. Der Platz inmitten der Speichen, die Nabe, ist ihm ein Nicht-Sein [von Speichen]. Zudem haben die Einzelwesen nicht immer existiert und werden nicht immer existieren. Neben der Offenheit des Raumes würde Laotse also auch die Offenheit der Zeit [für Entstehungs- und Vergehensvorgänge] unter „Nicht-Sein“ [von Einzeldingen] auffassen. Insofern ist die Existenz des Taos Hypothese [Voraussetzung], um sich eine Welt unaufhörlichen Entstehens und Vergehens verständlich zu machen.

Es geht Laoste dabei um eine Wirklichkeit teleologischen Entstehens und Vergehens. Das Tao gewährt den entstehenden und vergehenden Einzelwesen eine spezifische Zweckausrichtung. Es ist wahrscheinlich Laotses Ideal gewesen, dass alle Wesen, wenn man sie ohne äußeren Zwang allein aufgrund ihrer inneren Zweckausrichtung gewähren ließe, friedvoll zusammenleben könnten. Die Tatsache, dass es viele Lebewesen gibt, die nur durch Vernichtung anderer Wesen existieren können, wird von Laotse nicht diskutiert. Vermutlich muss man es als das Tao oder Te des Tigers ansehen, dass er als Raubtier von der Antilopenjagd lebt.

Zwischenbetrachtung „Teleologie“. Im Bereich menschlicher Angelegenheiten haben wir bei absichtsvoll gefertigten Dingen und absichtsvoll herbeigeführten Situationen eine „Teleologie“ [Zweckbeziehung, Zweckausrichtung] gemäß menschlicher Pläne und Vorhaben. – In diesen Fällen gibt es eine Zweckursache, eine *causa finalis*: Es ist so und so, weil jemand mit dieser oder jener Absicht zweckmäßig tätig war. – Im Bereich der biologischen Wirklichkeit, speziell der Welt der Organismen, halten wir ebenfalls viele Zweckaussagen für wahr und berechtigt, z. B. wenn wir von der „Funktion“ der Gewebe und Organe reden. Funktion des Herzens ist es z. B., die Blut- und Sauerstoffversorgung anderer Organe und des Ganzen in Gang zu halten. Das sind teleologische Annahmen, die wir als Aussagen für wahr halten, obwohl wir in diesen Fällen von dem ansichtsvollen Plan einer planenden Intelligenz keine „objektive“ Erkenntnis besitzen.

Der Ausdruck „teleologisch“ betrifft eine gewisse Art von Erklärungen, die wir für eine Sache, Situation oder ein Geschehen geben. Bei Kant in der K. d. U. wird die teleologische Erklärungsart der kausal-mechanischen Erklärungsart entgegengesetzt. Es ist schwierig, den Begriff der kausal-mechanischen Erklärungsart zu präzisieren. Dies gilt sowohl für das Wort „Erklärung“ als auch für das Wort „Kausalität“. Gemeint ist in etwa folgendes: eine Erkenntnis „a tergo“, „von rückwärts her“, also das Verständnis eines Phänomens aus zeitlich vorangehenden Bedingungen [*antecedentia*] ist kausal mechanisch. Eine solche Erklärung muss auf „Suksessionsgesetze“, Gesetze des zeitlichen Ablaufs, zurückgreifen können. Vorsicht an dieser Stelle mit Hinweisen auf die moderne Physik: In vielen physikalischen Gleichungen, z. B. „ $F = a \text{ mal } m$ “, Newtons 1. Axiom, werden Zustandsgrößen einer Situation korreliert, aber es handelt sich nicht um ein Suksessionsgesetz bezüglich vorangehender „Ursache“ und zeitlich darauf erfolgender „Wirkung“. – Im Unterschied zur Erklärung aus zeitlich vorangehenden Bedingungen steht das Verständnis eines Ablaufs aus zukünftig zu erreichenden Zwecken, also Finalitäten. Extrem teleologisch wird die „Erklärung“, wenn man davon ausgeht, dass das zukünftige Ziel aus der Zukunft heraus das Geschehen voran zieht. Eine mildere und gängigere Form von Teleologie liegt vor, wenn man annimmt, dass eine anfänglich bestehende Absicht oder ein bestehender Plan eine Geschehensfolge motiviert. Hier geht die Erwartung des Zieles dem Geschehensablauf zeitlich voran.

Ausgehend von teleologischen und nicht-teleologischen Erkenntnis-, Verstehens- und Erklärungsarten der Natur oder Wirklichkeit kann man dann zu der Rede von einer teleologischen oder nicht-teleologischen Natur oder Wirklichkeit übergehen.

Fortsetzung des Teleologie-Exkurses: Die Organe eines Organismus sind so zur Einheit eines Ganzen verbunden, dass sie sich in ihren Funktionen wechselseitig erhalten. Man kann sagen: „Sie sind sich in ihrer Existenz- und Funktionserhaltung wechselseitig Mittel und Zweck.“ Ein Organ kann nicht ohne die andern existieren, und alle andern müssten sich ändern, wenn eines von ihnen sich änderte. Noch dazu sind diese Organe, als Einzelbestandteile der Lebewesen, in arbeitsteiliger Weise auf eine bestimmte Lebensweise, zu welcher der Gesamtorganismus befähigt ist, bezogen. – Kant hat das in der K. d. U. in folgender Weise gesehen: Im Falle eines Organismus wird „ein Begriff“, z. B. der Begriff einer bestimmten Lebensbefähigung, als Ursache eines Ganzen und seiner Teile angesehen. Das ist das Charakteristikum der teleologischen Aussage. Aussagen über funktionale Beschaffenheiten von Geweben und Organen, natürlich auch über die funktionalen Beschaffenheiten von Zellorga-

nellen als Bestandteilen von Zellen, Zellen wiederum als Bestandteilen von Geweben, sind also teleologische Aussagen.

Fortsetzung des Teleologie-Exkurses: Die Geschlechtsorgane der Geschlechter [bei einer zweigeschlechtlichen Art] sind zweckmäßig füreinander eingerichtet zur Hervorbringung von neuen Individuen der gleichen Art. Hier findet ein Zusammenspiel von innerer und äußerer Zweckmäßigkeit statt. Weiblicher und männlicher Organismus haben jeweils ihre eigenen inneren Zweckmäßigkeiten und sind zudem gleichzeitig in äußerer Zweckmäßigkeit zur Zeugung von Organismen gleicher Art befähigt. Hier sind sich also sogar die Organe verschiedener Individuen wechselseitig Mittel und Zweck Und darüber hinaus auf ein Drittes, nämlich artgemäßen Nachwuchs bezogen. Änderten sich die Fortpflanzungsorgane des einen Geschlechts, müssten sich ebenfalls die Fortpflanzungsorgane des andern ändern. Es besteht hier also ebenfalls ein Fall von Funktionsspezialisierung mit teleologischer, bzw. funktionaler Zweckmäßigkeit.

Fortsetzung des Teleologie-Exkurses: § 82, K. d. U.: „Es gibt nur eine einzige äußere Zweckmäßigkeit, die mit der inneren der Organisation zusammenhängt Dieses ist die Organisation beiderlei Geschlechts in Beziehung aufeinander zur Fortpflanzung ihrer Art.“ In diesem Fall mache „das Paar“ „ein organisierendes Ganze[s]“ aus, „obzwar nicht ein organisiertes in einem einzigen Körper.“ Die teleologische Aussage [über funktionale Beschaffenheiten] sagt uns nicht, ob und warum Individuen gleicher Art gezeugt werden sollen. Es beinhaltet lediglich die Aussage der funktionalen Qualitäten in dieser Hinsicht. Die Frage, ob die Wirklichkeit insgesamt funktional und teleologisch beschaffen ist, vielleicht als Erde [Gaia] oder Universum insgesamt einen Organismus darstellt, führt über die Betrachtung solcher Organfunktionalitäten nochmals hinaus. Die Auffassung des funktionellen Zusammenspiels aller Teile der Wirklichkeit ist die Auffassung der Wirklichkeit als ökologisches Ganzes.

Fortsetzung des Teleologie-Exkurses: Im Zusammenhang „Teleologie“ ist „Darwinismus“ als Forschungsprogramm zu erwähnen, welches Aussagen über funktionale Organbeschaffenheiten auf die Evolution des Lebens im Zusammenspiel von Mutation und Selektion zurückzuführen trachtet. Mutation ist die dem Zufall entstammende Änderung von Erbanlagen, Selektion die natürliche Auslese derjenigen Erbanlagen, welche die bestangepassten Individuen im „Kampf um knappe Ressourcen“ hervorbringen. – Dabei wird die Möglichkeit des Artenwandels aufgrund von fehlerhafter Replikation der Erbanlagen vorausgesetzt: im Daseinskampf, unter der Voraussetzung veränderlicher Arten findet eine Artauslese statt, indem in der Konkurrenz nicht alle Arten überleben. - Die funktionalen Beschaffenheiten der Organe wären unter diesem Gesichtspunkt Scheinbarkeiten im Nachhinein: vor unserem Blick erscheinen zwangsläufig nur Individuen von Arten, die sich bis jetzt im struggle for survive erhalten konnten. Vorausgesetzt wird in diesen Annahmen dass die Durchführung von Darwins Gesichtspunkt in manchen Fällen tatsächlich vollendet wurde oder die Durchführbarkeit jedenfalls prinzipiell bewiesen [für riesige, „evolutionsgeschichtliche“ Zeiträume] werden konnte. Ich vermute, dass die gegenwärtig allgemein anerkannten Befunde die gewaltige Beweislast für eine Organentstehung nach Darwins Prinzip nicht „wirklich“ tragen können und entscheide mich deshalb für ein „wir wissen es eigentlich nicht“. Dennoch hat man sich in der Teleologiefrage weitgehend auf Darwins „Paradigma“ verständigen können. – Darwinismus in der Entstehung der Arten und funktionellen Organbeschaffenheiten erscheint mir als Erklärbarkeitsbehauptung, nicht als effektiv durchgeführte Erklärung.

Man ist daran gewöhnt, mit dem Stichwort „Darwinismus“ die Rede vom sogenannten „Gesetz“ des Fressens und Gefressenwerden zu assoziieren. Darwin hatte die Konkurrenz der Arten im Kampf um knappe Ressourcen betont. Kontrastierend [bzw. ergänzend] hierzu haben der Botaniker Dennis Mattern [1883], der Evolutions-

biologe Sergejewitsch Mereschkowski [1905] und die Mikrobiologin Lynn Margulis [1967] den Gedanken entwickelt, dass auch Zusammenspiel, Symbiose und kooperierende Gegenseitigkeit die Entwicklung des Lebens geprägt haben. Höhere Lebewesen bestehen nach ihrer Ansicht aus Zellen, die ursprünglich aus dem Zusammenschluss einfachster Organismen entstanden sind [Endosymbiose]. In Tieren und Pflanzen finden sich als Spuren dieser Vergangenheit Zellen bzw. Zellstrukturen, die auf den Zusammenschluss von vorher selbstständig existierenden Einzellern hinweisen. Bei den Pflanzen sind dies die Chloroplasten, in denen die Photosynthese abläuft. Diese ist einer der wichtigsten Lebensvorgänge überhaupt, die Grundlage des „autotroph“ sich nährenden Lebens und der Entstehung eines gewaltigen Anteils der Biomasse auf dieser Erde. Bei Tier und Mensch, den heterotrophen Lebensformen, gibt es als funktionelle Zellbestandteile [„Organellen“] die Mitochondrien, die für Atmung und Energieversorgung eine tragende Rolle spielen. Die Tatsachen, dass diese Mitochondrien eigene Erbsubstanz besitzen und eigene Eiweißstoffe erzeugen können, wertet man als Hinweis darauf, dass diese Mitochondrien, bzw. ihre Vorläufer, einst als unabhängige Organismen [prokaryontische Einzeller] gelebt haben. [Diesen Hinweis verdanke ich einer SWR2-Sendung in der Reihe „Erdezeit – Wie die Welt wurde, was sie ist“. Folge 6: „Netzwerk ohne Grenzen: Das Zusammenspiel der Arten“. Erstsendung am 7.6.97]

Fortsetzung des Teleologie-Exkurses: Laotse tendiert zu einer Betrachtung der Wirklichkeit als Gesamtorganismus. Das Tao, wenn auch ein unpersönliches Wesen, erscheint ihm unter dem Aspekt einer nährenden, pflegenden und gewährenden Mutter. Das Tao bringt die Lebewesen hervor, nährt sie, pflegt sie und setzt sie zu einer spezifisch artgerechten Lebensweise frei, in der die Freiheitsspielräume aller Wesen letztlich miteinander harmonisieren könnten. Trotz bitterer Erfahrungen aus der „Zeit der streitenden Reiche“ hat sich Laotse also für eine optimistische, ja sogar idyllische Sicht der Dinge entschieden. Jedenfalls, was die Frage der „Bestimmung“ dieser Wirklichkeit betrifft. – In dieser Wirklichkeit tritt „letztlich“ und „trotz allem“ der mystische Weise Laotse auf mit der Intuition des unaussprechlichen, allumfassenden Taos [Weg, Sinn, innere Ordnung].

Fortsetzung des Teleologie-Exkurses: Eine moderne Variante des Teleologiegedankens ist die Feststellung der enormen Feinabstimmung der Naturkonstanten im Hinblick auf die Tatsache, dass sich im Kosmos Menschen als Lebewesen entwickeln konnten:

„Stünden die Naturkonstanten wie Lichtgeschwindigkeit, Gravitationskonstante, Elektronenmasse und so fort nicht exakt in dem Verhältnis zueinander, wie sie vorgefunden werden, das Leben hätte sich nie entwickeln können. Gemessen an der elektrischen Kraft ist die Gravitationskraft nahezu unendlich klein. Sie ist kleiner als ein Atom im Vergleich zur Größe des Sonnensystems. Selbst wenn sie 10fach größer wäre, dürfte das im mindesten nicht auffallen. Aber im Gegensatz zu den elektrischen Kräften gibt es hier keine abstoßenden Kräfte, die die anziehenden exakt kompensieren würden. Die Anziehungskräfte summieren sich auf über das gesamte Universum, und so macht das Wackeln in der hintersten Kommastelle einen Rieseneffekt. Ein bisschen kleiner, und die Uratome hätten sich noch nicht zu Sternen verbacken. Das Universum wäre dunkel. Eine Winzigkeit größer, und die Sterne wären zu Riesen angeschwollen und längst schon verheizt. Die Evolution hätte keine Zeit gehabt, das Leben hervorzubringen, und auch in dem Fall wäre das Universum heute schon wieder finster. Dass das Universum überhaupt so groß ist, wie es ist, dass es so vielen Sternen Platz bietet, dass es sich mit der genau passenden Geschwindigkeit entwickelt, wie Sterne entstehen und abbrennen, verlangt eine Balance zwischen Gravitationskraft, elektrischer Kraft und Kernkräften über mehr als 40 Kommastellen.“ (Falk Fischer, Physik der letzten Kommastelle, Manuskript zu einer Sendung in „SWR2 Wissen“, 18.09.06)

Abschluss des „Teleologie“-Exkurses: Die Projektion einer teleologischen Idylle wird durch vielfältig mögliche Hinweise auf Phänomene des Zweckwidrigen überschattet. Missbildungen, Krankheiten, Naturkatastrophen und Nahrungsmangel schaffen den Lebewesen fürchterliche Not. Hinzu kommen die Schwierigkeiten, die sich die Menschen selbst gegenseitig unter dem Einfluss der „Verwirrung des Herzens“ tagtäglich schaffen. Man kann wohl sagen, der Mensch sei des Menschen größte Gefahr. – An dieser Stelle wird klar, dass das stärkste Motiv des teleologischen Gesamtblicks aus individuellethischer Quelle gespeist wird: die moralphilosophische Intuition einer Handlungsweise aus innerer „Ruhe“. – In ihr liegt, auch nach einem westlichen Sprichwort, „die Kraft“. – Der zum Tao berufene Mensch wird sich „trotz allem“ einer Befähigung zur Erneuerung seines Lebens aus innerer Ruhe bewusst. Einer Befähigung zu Geistesruhe und umfassender Kontemplation, verbunden mit der Fähig-

keit wechselnden Situationen das jeweils Beste abzugewinnen. Dieses Persönlichkeitsideal, neben der naturphilosophischen und politischen Ebene die dritte Ebene der aphoristischen Reflexionen des Laotse, ist m. E. der Aspekt, der das Taoteking in der Hauptsache so beeindruckend macht. Er ist verbunden mit dem Gedanken einer „eigentlichen“ Moral [„gute Sitte“] im Unterschied zu lediglich konventionalistischen oder legalistischen Sittlichkeitsauffassungen. – Es sind nicht einseitige und willkürliche Festsetzungen, um die es beim Bedenken des Tao geht, sondern der umfassende Gesichtspunkt, dass der Mensch mit seinem Denken und Trachten gemäß einer allgemeinen und eigentlichen „Ordnung der Dinge“ leben kann.

Das Tao, wenn man es begrifflich zu erfassen und sprachlich artikuliert auszusprechen vermag, ist nicht das wahre Tao, hieß es gleich zu Anfang bei Laotse. 1. Konnotation bzw. Assoziation: die Wirklichkeit, die man zum Thema macht, ist selten die eigentliche. – 2. Assoziation: Wahrheit, die man sagt, selten die ganze. 3. Assoziation: Die Wirklichkeit, die man sieht, ist nicht die ganze, sondern nur eine selektiv und perspektivisch wahrgenommene.

Das Tao des Himmels ist immerwährender Wandel.

Das Tao des Tieres ist das artgerechte Leben.

Das Tao ist der allumfassende Überorganismus, zu dessen kumulativer Gesamtwirksamkeit die Einzelwesen spezifische Beiträge leisten.

Das Tao des Menschen im Zustand hoher geistiger Vervollkommnung ist das Wu Wei.

Das Tao des Menschen ist die Freiheit, nach einem inneren Maßstab zu handeln. Genau genommen: die Fähigkeit, so zu handeln, wie er bei ausgeglichener Gemütsverfassung [„in innerer Einkehr“] erkennen kann, dass er handeln soll.

Das Tao des Menschen ist das Te.

Das Tao ist der Weg, den es zu finden gilt.

Das Tao ist die Richtung, die es zu finden gilt.

Die Richtung gefunden zu haben und auf dem persönlich richtigen Weg zu sein, gilt bereits als außergewöhnlich und ausreichend.

Heidegger schreibt in dem Vortrag „Das Wesen der Sprache“:

„Das Leitwort im dichtenden Denken des Laotse lautet Tao und bedeutet „eigentlich“ Weg. Weil man jedoch den Weg leicht nur äußerlich vorstellt als die Verbindungsstrecke zwischen zwei Orten, hat man in der Übereilung unser Wort „Weg“ für ungeeignet befunden, das zu nennen, was Tao sagt. Man übersetzt Tao deshalb durch Vernunft, Geist, Raison, Sinn, Logos. Indes könnte der Tao der alles bewegende Weg sein, dasjenige, woraus wir erst zu denken vermögen, was Vernunft, Geist, Sinn, Logos eigentlich, d.h. aus ihrem eigenen Wesen her sagen möchten. Vielleicht verbirgt sich im Wort „Weg“, Tao, das Geheimnis aller Geheimnisse des denkenden Sagens, ...“ [Unterwegs zur Sprache, GA 12, 187, 1957/58]

Ist Tao das Sein? Dasjenige, in Bezug worauf es ein denkendes Sagen [von etwas, nicht von nichts] gibt? – Die Frage ist verfänglich, weil nicht klar ist, was das Sein ist. Und ob es das Sein selbst überhaupt gibt. Derart, dass es z. B. ein Lebewesen namens Peter gibt und dann auch das Sein dieses Lebewesens, vielleicht sogar noch das Sein des Seins dieses Lebewe-

sens usw.. Die Rede vom Sein selbst der existierenden Dinge führt also fast direkt in Aporien.

Sein ist die Gesamtheit dessen, worüber man reden kann, bzw. die Gesamtheit dessen, worüber man wahrheitsgemäß reden kann, was also auch wirklich existiert. Merkwürdiger Weise kann man auch über nicht existierende Dinge sprechen. Das legt eine Einteilung der Dinge nahe in solche, die existieren und solche, die nicht existieren und führt uns auf Parmenides. – P., ein Urvater der griechischen Philosophie, hatte darauf hingewiesen, dass man vom Nicht(s)-Seienden eigentlich nicht sprechen könne, weil es Nicht(s)-Seidendes nicht gebe. – Jedenfalls verknüpft sich das Sein von etwas [sowohl Existenz als auch Essenz] mit dem Phänomen der wahrhaften Rede und derem Sachbezug. In diesem Sinne klassifizierte A. die Aussageinhalte: Substantielles Sein, qualitatives Sein, quantitatives Sein, relationales Sein, Ort, Zeit, Lage, Zustand, aktivisches und passivisches Sein bzw. Geschehen. – Geschehen als Zustandsfolge. – Das sind die grundsätzlichen Redeweisen von Sein und So-Sein bei A..

Man kann andere Einteilungen des Sprachgebrauchs bezüglich „Sein“ geben: „Peter ist ein Wellensittich“ beinhaltet das Sein im Sinne der Element-Klassen-Relation, also So-Sein eines Individuums. Man kann hier auch sagen: „Sein im Sinne der Ding-Eigenschafts-Beziehung.“ – „Der Löwe ist ein Wüstentier“ beinhaltet das Sein im Sinne der Teilklassen-Klassen-Relation: „Wenn etwas ein Löwe ist, dann ist es auch ein Wüstentier“ bzw. „alle Löwen sind Wüstentiere“. Man kann auch vom Sein im Sinne der Eigenschaftsumfassung sprechen: Wüstentier umfasst Löwe. – „Gott existiert“ beinhaltet ein Sosein und dessen Existenz: „Es gibt einen Schöpfer des Himmels und der Erde“. Frage ist hier natürlich, ob wir das wissen, zu wissen glauben bzw. überhaupt wissen können usw.. „Schiller ist der Verfasser des Wallenstein“ beinhaltet das Sein im Sinne des Identisch-Seins-mit: „Es gibt nur einen Verfasser des Wallensteins und das ist Schiller.“ Das ist der Sinn der singulären Kennzeichnung: singuläres Gekennzeichnet-Sein, indem es nur ein Individuum mit einem bestimmten Merkmal gibt.

Nimmt man nun solche Reflexionen auf die mannigfachen Bedeutungen des Seins auf, so ist das Tao z. B. ein Etwas im Sinne eines einzelnen Wesens:

„Es gibt ein Wesen, unbegreiflich [...].

Ich kenne nicht seinen Namen.

Bezeichne ich es, nenne ich es: Tao.

Bemüht, ihm einen Namen zu geben, nenne ich es: Groß [...] [25]

Hier stellt sich die Frage: Ist Tao ein individuelles Einzelwesen oder abstrakt-wiederkehrende Eigenschaft von allem? – Man muss wohl sagen: ein Einzelwesen, wenn auch kein innerweltliches. Die Welt selbst als Ganzes, oder das der gesamten Wirklichkeit inne waltende Gesetz ist das Tao. Das Universum insgesamt könnte das Tao sein. Oder die Eigenart des Ganzen insgesamt.

Das Tao ist die Mutter der Welt: etwas, aus dem alles andere hervorgeht. [25] Das Tao ist das Ganze, der umfassende Überorganismus. Das Universum, als Gaia betrachtet. – Laotse vermeidet allerdings weitgehend die Personalisierung des Tao zur großen Göttin: der Unnennbarkeit des Tao entspricht wohl eher ein geheimnisvolles Neutrum. Es handelt sich sozusagen um ein „gebärendes Prinzip“. [Empfängnis spielt dabei wohl keine Rolle. Also ein Prinzip absoluter „Frauen-Power“, sozusagen „Urgebärung“.]

Eine weitere Frage: Inwiefern finden wir „Religion“ im Taoteking? Was daran entspricht einer typischen „Religionsstruktur“, wie wir sie auch in anderen Kulturkreisen finden? – Die europäische Neuzeit sieht „Religion“ [nach fürchterlichen „Glaubenskriegen“] z. B. als (private?) „Glaubenssache“ und stellt damit den Modus des Für-wahr-haltens in den Vordergrund. Dieser Gesichtspunkt hat m. E. geschichtliche und durchaus auch sachliche Gründe, ist aber auch geeignet, den Blick auf den inhaltlichen Gesichtspunkt der „Religions-sache“ zu verstellen. – Es ist m. E. nicht so, dass sich Sachen des Wissens und Sachen des Glaubens streng voneinander unterscheiden ließen. Auch in der Wissenschaft gibt es Glauben [und wie in den „schönen Künsten“ z. B. Geschmack für Eleganz], wie ich annehme. Es gibt „in der Wissenschaft“ nicht nur die substanziellen Gehalte erhärteten Wissens, mit denen man im Streitfall mit zwingender Demonstration obsiegen kann.

Der umfassende inhaltliche Gesichtspunkt in Religions-sachen besteht m. E. in der Aussage, dass der Mensch sich in einer Wirklichkeit vorfindet, in der er „trotz allem“ leben kann, weil es ihm „lediglich“ [bzw. „immerhin“] darum gehen sollte, aus seiner Situation „das Beste“ zu machen. Das „Beste“ im Sinne seiner spezifisch zu entwickelnden „inneren“ Fähigkeiten, selbstverständlich unter Berücksichtigung und Anerkennung vielfältiger („äußerer“) Abhängigkeiten. – Er, der Mensch, soll(te) so weit als „erforderlich“ und möglich bemerken, was er sich und andern antut, um daraufhin etwas „menschlicher“ zu verfahren, natürlich auch nur, soweit als möglich. – Das ist sonderbarer Weise eine Anforderung, die er, der Mensch, immerzu erfüllen kann. Es ist gewissermaßen eine Trivialität, dass es uns möglich ist, aus einer uns gegebenen Situation das Beste zu machen, weil es über das Können hinaus keinen wahrhaften Verpflichtungs- bzw. Empfehlungsgrund gibt. Also ist die Annahme, dass die Wirklichkeit [„trotz allem“] Gelegenheit und Raum für eine Handlungsweise im Sinne spezifisch menschlicher Möglichkeiten bietet, durch den Hinweis auf widrige Umstände kaum zu widerlegen. Diese Annahme ist bezüglich „Hinderniserfahrung“ widerlegungsimmun. Damit haben wir die typischen Merkmale der Religionsthematik, bzw. die „Religionsstruktur“. Eine Art Gewährung, Ermutigung, Zuversicht bzw. Vertrauen, dass der Mensch innerhalb der Gesamtheit des Wirklichen „trotz allem“ sinnvoll denken und handeln kann. Das entdeckt Laotse, Stille wählend, und auch „durch die ordnende Kraft der Übung“. Derart ersetzt er „Verwirrung“ durch „Klarheit“. Zieht ein Mensch dagegen aus der Erfahrung weit verbreiteter Gewalt und weit verbreiteten Schreckens die Folgerung, das Leben insgesamt und das menschliche Leben insbesondere sei vor allem und wesentlich ein erbitterter Kampf der Gegensätze um Vorherrschaft und Dominanz, bleibt er „bei allem Wissen in schwerem Irrtum“. [27]– Das ist letztlich ethisch motivierte Teleologie.

Es ist interessant, dass man „bei allem Wissen“ sich „in schwerem Irrtum befinden“ kann. Offenbar ist damit gemeint, dass man sehr klug sein kann und sehr viel wissen kann, und dass man dennoch irgendwelche maßgeblichen Gesichtspunkte, die man berücksichtigen sollte, übersieht. Es ist ziemlich deutlich, dass es sich um den ethischen Gesichtspunkt des richtigen Lebens handelt.

Laotse spricht nicht von Gott, sondern „nur“ von der Welt (die Gesamtheit des Geschehens „zwischen Himmel und Erde“) und den in ihr sich regenden Lebewesen, innerhalb einer allumfassenden Gemeinschaft und wechselseitigen Abhängigkeit des Entstehens und Vergehens. – Er spricht vom „Geheimnis“ der Welt.

In monotheistischen Religionen steht der Schöpfergott „Gott“ genau für den teleologischen Charakter bzw. für die teleologische Ausrichtung („Richtungssinn“) der von ihm geschaffenen Wirklichkeit. – In Richtung auf ein spezifisch menschliches Leben des Menschen. Also verbunden mit einer Sonderstellung des Menschen innerhalb des Ganzen. – Die Existenz des Schöpfergottes ist sozusagen die erforderliche Hypothese, welche dieses teleologische Gepräge der Wirklichkeit „erklärt“. Laotse weiß nichts von dieser „Erklärung“, sie geht ja auch

über menschliches Wissenkönnen „tatsächlich“ hinaus, wie ich annehme. Insofern wäre diese „Erklärung“ keine „wirkliche“ Erklärung, und man könnte mit Laotse direkt bei der Auffassung der teleologisch verfassten Wirklichkeit als „Geheimnis“ stehen bleiben. Was Laotse aber weiß, ist, wie sehr der Mensch einer vertrauensvollen Haltung zu sich selbst und der ihn umgebenden Wirklichkeit bedarf.

Auch die Annahme der Existenz einer Wirklichkeit, in welcher der Mensch leben kann, ist nach meinen Begriffen bereits „Glaubenssache“ und „Option“. Diese Option geschieht letztlich aus individualethischem Grund. – Psychologisch gesehen ist diese Option eine sich selbst sich aufbauende self-fullfilling prophecy. Verhindert und verworfen wird dabei aber eigentlich nur die gegenteilige Option für eine Wirklichkeit, in die der Mensch nicht passt. – Dies ist nach meiner Auffassung die inhaltliche „Religionsstruktur“.

Ein Religionsglaube dieser Art hilft uns nicht in Nöten aller Art. Er hilft uns nur gegenüber einer gewissen Art von selbst geschaffener, „metaphysischer“ Not. Diese Not besteht in der Annahme einer letztlich heimtückischen Wirklichkeit, in die der Mensch nicht passt. Selbstgeschaffen und „metaphysisch“ ist diese Annahme, weil man mit ihr mehr behauptet, als man durch Zeugnisse der Erfahrung begründen kann. Die Erfahrung lehrt, dass der Mensch mit seinem Streben auf vielfältige Hindernisse trifft, dass aber „am Ende“ nicht doch „alles gut werden kann“, das kann uns Erfahrung nicht lehren. – Hier wird genau genommen eine Stellungnahme zur Sterblichkeit der Individuen erforderlich. – In der Option für eine prinzipiell argwöhnische Sichtweise besteht deshalb ein selbst geschaffenes Problem. Genau genommen besteht die Not, wogegen eine „vernünftige“ „Religionsannahme“ helfen kann, in nichts weiterem. Unsere praktischen Probleme haben ein „Problem der falschen inneren Einstellung“ lediglich (immerhin?) als Anteil. Laotse zieht sich zwar aus dem menschlichen Treiben in die kontemplative Stille zurück, – wegen der Gefahr der „Verwirrung des Herzens“, vielleicht auch wegen der Gefahr der Demoralisation, – optiert aber dafür, dass ein menschliches Leben „trotz allem“ möglich ist, z. B. als Leben im Verborgenen an der Peripherie des Geschehens. [Hier kann man Laotse mit Epikur verbinden.]

Mit dem Argwohn einer prinzipiell vertrackten Welt, in der man eigentlich nicht leben kann, machten im 19. Jahrhundert Schopenhauer und Nietzsche ernst. [N. propagierte zwar einen „Pessimismus der Stärke“, aber das tragische Pathos überforderte ihn.] Schopenhauer und Nietzsche taten dies mit psychologischem Raffinement und schriftstellerischer Bravour. Sie optierten für die erschreckende Annahme, die uns bekannte Wirklichkeit sei das Werk oder die Manifestation eines bösen Willens. Oder, im Falle Nietzsches, eines Willens „zur Macht“ „jenseits von Gut und Böse“. Der Gedanke einer prinzipiellen Misère des menschlichen Lebens stammt aber nicht aus dem 19. Jahrhundert, sondern ist uralte, z. B. auch im alten Indien, in manchen altgriechischen Mythen und in gnostischen Richtungen der europäischen Antike anzutreffen.

Laotse sucht seinen Ausgangspunkt auch nicht bei den Leiden der Welt und einem entsprechenden Erlösungsbedürfnis wie der Buddha. Die Leiden der Welt faszinieren ihn nicht. Er hält sich wenig damit auf. Er fängt sofort mit dem allgegenwärtigen Wandel der Dinge und der Beweglichkeit der Lebewesen an.

Laotse Ideal war die Gelassenheit inmitten einer ständig sich verändernden Wirklichkeit. Daraus hat sich interessanter Weise für eine bestimmte Traditionslinie ein Interesse an Nicht-Sterblichkeit ergeben. Man sieht daran, wie leicht der Gedanke vom ständigen Wandel der Geschehnisse umschlägt zu dem Gedanken, dass in diesem ständigen Wechsel etwas Beharrliches sein muss. Zumindest „dialektisch“, weil ja die Veränderlichkeit von allem etwas

Bleibendes ist. – Auch der Gedanke, das Innere des Geistes in der Kontemplation von allem äußeren Wandel [und selbstverständlich auch von dem Wandel der Gedankeninhalte selbst] zu separieren, liegt an dieser Stelle m. E. sehr nahe. Ich nehme aber an, dass Laotse einem Monismus der Wirklichkeit den Vorzug gegeben hat. Diese Wirklichkeit ist eine einzige, und alles hängt in ihr mit allem zusammen. Wir erkennen diese Wirklichkeit, falls wir sie erkennen, vermitteltst physischer, psychischer und abstrakt-geistiger Eigenschaften [Prädikationen]. Strenge Unterscheidungsversuche von materiellen, psychischen und geistigen Prädikationen [z.B. die Zahleigenschaft „ungerade“] hielt Laotse wohl nicht für möglich. Weil alles mit allem zusammenhängt, gibt es keine im strengen Sinne separierbare Existenz z. B. von etwas Geistigem, Psychischem oder Physischem. Unterscheidungen verschiedener Bereiche sind nur annähernd möglich. Die Verschiedenheit der Aspekte ist nur unscharf und vage definierbar, weil im Grunde genommen alles eine Einheit bildet. Und der Mensch mit seinen mehr oder weniger umfassenden Gedanken ist Teil des Gesamtgeschehens, nicht ein außerhalb stehender Kontrolleur oder Herr davon.

Scharfsinnig weist Alan Watts („das Tao der Philosophie“, 2003) darauf hin, dass es nach dem Konzept des Tao irreführend ist zu sagen, ein Lebewesen, z. B. ein Mensch, sei „auf die Welt gekommen.“ Oder: „zur Welt gekommen“. Wir sind nicht „auf die Welt (oder zur Welt) gekommen“, sondern aus ihr hervorgegangen (Kap. 1). „Was wir tun, ist das, was das gesamte Universum an dem Ort, den wir „hier und jetzt“ nennen, tut, ebenso wie eine Welle etwas ist, das das gesamte Meer am betreffenden Ort tut.“ Jeder von uns ist „ein Symptom für den Zustand des Universums als Ganzes.“ (Kap. 1) – In diesem Falle wäre also die Redeweise „auf die Welt kommen“ Indiz für einen grundlegenden, „metaphysischen“ Irrtum, weil sie die gedankliche und tatsächliche Separierbarkeit der Welt und des zu ihr gelangenden Lebewesens nahe legt. [Da ich ansonsten die gedankliche Unterscheidbarkeit von Form und Inhalt meiner Gedanken propagiere, kann ich hier nicht zustimmen. Form und Inhalt meines Denkens kann ich nicht je für sich selbst haben, aber doch voneinander unterscheiden.]

Man liest oft: „die Behauptung einer Sonderstellung des Menschen innerhalb der Natur ist Laotse Taoismus fremd.“ Diese Behauptung möchte ich relativieren. Laotse spricht sich für Gelassenheit und Bescheidenheit aus. Ausgeprägten Individualismus hat er sicherlich abgelehnt. Bei Individualismus denke ich z. B. an den Pracht entfaltenden Individualismus eines Renaissance-Fürsten, sowie an Dandyismus, Spleen und Extravaganz. Nicht fremd ist ihm, Laotse, aber die Rückwendung des einzelnen Menschen zu sich selbst, der sich der Fähigkeit zu eigener Einsicht bewusst wird. Eine Einsicht, bzw. Erkenntnis, bzw. Intuition, welche den Gesamtcharakter der Wirklichkeit und die ihr angemessene Haltung betrifft. Insofern gibt es doch eine Sonderstellung des Menschen innerhalb der Wirklichkeit: Wenn der Mensch dem Tao gemäß denkt und handelt, strebt er nach Kontemplation und Frieden. Das ist eine spezifische Haltung, die vom Tao der Dinge, Pflanzen und Tiere nicht zu erwarten ist. In diesen „Bereichen“ ist alles in ständigem Wechsel und Wandel. Teilweise wild und chaotisch wie die Jagd und der Kampf der Raubtiere, teilweise ruhig fließend wie der Lauf der Gestirne am Himmel. Aber der Mensch inmitten dieses beständigen Wandels übt sich in Gelassenheit und innerer Ruhe.

„Vier Große gibt es im Raume,
und der Mensch ist auch darunter.
Der Mensch richtet sich nach der Erde.
Die Erde richtet sich nach dem Himmel.
Der Himmel richtet sich nach dem Tao.
Das Tao richtet sich nach sich selbst.“ [25]

Der Mensch mit seiner Fähigkeit des „Innewerdens“ ahnt, denkt und erkennt die grundsätzliche Beschaffenheit des Ganzen und erhebt sich dadurch aus der „Verwirrung des Herzens“. Es gibt also in den Menschen eine Fähigkeit der Erkenntnis des umfassend Allgemeinen, sowohl was die Wirklichkeit der Geschehnisse [„umfassender Wandel“], als auch, was die der Wirklichkeit angemessene Haltung des Menschen betrifft [„Gelassenheit“, „Gewähren“ und „So-Sein-Lassen“].

Das Urteil Hermann Graf Keyserlings, aus dem „Reisetagebuch eines Philosophen“, war:

„Es ist nicht zu leugnen, dass in den Werken der taoistischen Klassiker die vielleicht tiefsten Aussprüche zur Lebensweisheit enthalten sind, die wir überhaupt besitzen. Und zwar dies gerade vom Standpunkt unseres Ideals, des Ideals der schöpferischen Autonomie.“

Hier tritt der Ausdruck „Individualismus“ nicht auf. Es ist darauf hinzuweisen, dass die Wendung „schöpferische Autonomie“ [oder auch „Selbstverwirklichung“ u. dgl.] auch ohne die Assoziationen „Individualismus“, „Extravaganz“ usw. sinnvoll verwendet werden kann. In diesem Fall ist die „innere Einsicht“ des einzelnen Menschen das punctum saliens. Er unterwirft sich nicht einfach den Urteilsgewohnheiten seiner Zeit. Er huldigt nicht der allgegenwärtigen „Verwirrung des Herzens“, nicht, jedenfalls nicht übermäßig, den „Werten“ von gesellschaftlicher Anerkennung, Macht und Reichtum. – Huldigt man „relativen“ Werten „übermäßig“, indem man sie „absolut“ setzt und erstrebenswert um ihrer selbst willen setzt, macht man sie zu „Scheinwerten“, zu Zwecken und Modi der Fehlorientierung. – Laotse wahrt Ruhe und Gelassenheit und mäßigt seine Taten und Gedanken.

So lässt sich Laotse's Gelassenheit [„Wu wei“] auch als eine Haltung selbst bestimmter Freiheit auffassen. Das Tao hat die menschlichen Wesen, mehr oder weniger, zur Verwirklichung spezifisch innerer Möglichkeiten freigesetzt. Sehr schön dazu ein Kommentar von Richard Wilhelm, mit einer Version, die man betiteln könnte: „Laotse für Künstler“:

„In der Nähe von Tsingtau liegt ein Gebirge namens Lau Schan, das in der chinesischen Literatur weithin gerühmt wird als Insel der Seligen. Romantische Felsenklüfte umschließen verborgene Klöster, die aus ihrem Versteck ... den Blick aufs weite Meer eröffnen. In dieser Bergeinsamkeit hat schon mancher hohe Beamte, der gescheitert ist im Getriebe der Parteien am Kaiserhof, seinen Frieden gefunden in Betrachtung einer reinen Natur und in der Beschäftigung mit den Sprüchen des Taoteking. Es ist eine Betrachtung der berühmten Stätten des Lau Schan vorhanden, nur abschriftlich verbreitet in jenen Klöstern, von der ich mir ein Exemplar verschaffte. Ein kaiserlicher Zensor hat die unfreiwillige Muße seines Alters dazu verwendet, diese Aufzeichnungen zu machen. Fast jede Zeile zeigt den Einfluss der Worte des „Alten“. ... „Wahren Wert erhält ein Wesen dadurch, dass es infolge seiner Berührung mit den Tiefen des Weltgrundes in eigenem Licht zu leuchten vermag. Allein: große Kunst kennt keine Verzierung, großes LEBEN scheint nicht, ein großes Juwel hat raue Schale. Wie lässt sich das vereinigen? Eben durch die Erkenntnis, dass echtes Licht nicht erst der Anerkennung durch die Menschen bedarf, ja sich seines Glanzes fast schämt. Die Bedeutung der guten Gaben von Himmel und Erde beruht nicht darauf, dass sie für menschliche Zwecke brauchbar gemacht werden können. Ja man kann sagen, was nicht so viel innere Größe besitzt, dass von außen her gar nichts mehr hinzugefügt werden kann, das verdient überhaupt nicht groß genannt zu werden.“ [Laotse, TAO TE KING, übersetzt und mit einem Kommentar von Richard Wilhelm]

„Berührung“ in dieser Passage paraphrasieren ich mit „aufmerksam werden für“, bzw. „bedenken“. „Weltgrund“ übersetze ich mit „Sprachförmigkeit des Denkbaren“. – Sprach- und Denkförmigkeit „von allem“ ist meine Version des „Absoluten“. – Die Sprachförmigkeit des Denkens gilt für die Wirklichkeit insgesamt, die ein Teilbereich des Denkbaren ist. – Es gibt m. E. auch Denkbare über die Wirklichkeit hinaus, sozusagen Dinge, die es „nicht wirklich“ gibt. – Unserem Denken wohnt von Haus aus eine Tendenz zu Abstraktion und Überflug inne. – Der menschliche Geist ist die Fähigkeit, etwas zu vereinfachen und vieles wegzulassen, eventuell dann auch zu übersehen und zu vergessen. Das ist seine Stärke und

Schwäche zugleich. Der menschliche Geist denkt und dichtet [immerzu]. Er verwickelt sich sehr leicht in seine Konstruktionen, Fiktionen und Projektionen [Erwartungen]. Von der Wissenschaft zur Kunst bis hin zum paranoischen Realitätsverlust.

Es handelt sich bei dieser Sprach- und Denkförmigkeit „von allem“ um ein „Unbedingtes“ derart, dass für unser Denken [je nach Thema spezifische] Gültigkeitsvoraussetzungen bestehen. – Bezüglich dieser Voraussetzungen besteht ebenfalls die prinzipielle Möglichkeit des bedenkenden Bewusstseins. – Es handelt sich bei diesen Gültigkeitsvoraussetzungen z. B. um die voraussetzende Annahme der prinzipiellen Wahrheitsfähigkeit unserer Rede, wenn wir auch tatsächlich sehr oft Falsches oder Halbwahres für wahr halten. Zunächst also haben wir die Denk- und Sprachförmigkeit bezüglich irgendwelcher Denkinhalte in's Spiel gebracht, später erscheint uns dann diese Denk- und Redeförmigkeit als ein Aspekt unter dem eine Ganzheit, z. B. „die Welt“ oder „die Wirklichkeit“ bedacht werden kann.

Laotse bedenkt die sichtbare Wirklichkeit insgesamt einerseits unter den empirischen Aspekten der beständigen Veränderung und der teleologisch wechselseitige Ausrichtung der Verhaltensweisen der Lebewesen auf eine Harmonie hin, eine Harmonie des Ganzen und des [wechselseitig] abhängigen Bestehens der Teile [dieser All-Einheit]. Dies sind allgemeine Gesichtspunkte, die [ansatzweise] aus der [wohlwollenden] Beobachtung verschiedener Geschehensabläufe stammen und dann unbeschränkt verallgemeinert werden. – Z. B. die Harmonie auf einer Frühlingswiese, wo die Bienen Nektar für sich selbst sammeln und gleichzeitig der Bestäubung der Pflanzen dienen. Also ein in der Evolution entstandenes, wechselseitig verwobenes und harmonisiertes Fortpflanzungsgeschehen. – Laotse bedenkt die „Wirklichkeit insgesamt“ andererseits unter dem Aspekt der Ganzheit, nämlich unter dem Aspekt der Herkunft insgesamt [von allem] aus dem unsagbaren, geheimnisvollen Tao. Mit unserem Hören, Sehen, Denken und Sprechen sind wir wahrnehmend auf eine Vielfalt veränderlicher Dinge und Lebewesen bezogen, die alle aus einer Wirklichkeit stammen, deren Grundstruktur [Sprach- und Denkförmigkeit] „geheimnisvoll“ ist. Es ist alles so, als sei es irgendwie auf das Sprechen, Denken und Handeln des Menschen abgesehen. Und vor allem: auf die verborgenen, hervorzubringenden Fähigkeiten eines menschlichen Lebens des Menschen. Trotz vieler Hindernisse.

Bleibt der „wahre Wert“ „der Wesen“ als Herausforderung für unsere Interpretation. „Wert“ nenne ich all das, wofür ein Empfehlungsgrund besteht. Ein Empfehlungsgrund des Nützlichen, des Schönen und vor allem ein Empfehlungsgrund des „wahrhaft Gebotenen“.

Der Mensch wird sich denkend der „Tatsache“ bewusst, dass es in seinem Denken, faktischer und normativer Art, [themenbereichsspezifische] Gültigkeitsvoraussetzungen „gibt“, die nicht in der Weise alltäglicher Einzelheiten zu erörtern sind. In diesem Sinne, weil es sich um sehr umfassende Voraussetzungen seines Denkens und Handelns handelt, und nicht um diese oder jene Einzelheit, handelt es sich um Mystica, Geheimnisse bzw. Unsagbarkeiten. Weil nun auch der Bezug auf grundlegende Handlungsnormen, z. B. das Nachdenken über die prinzipiell gleiche Freiheit der vernunftbegabten Naturen, Bezug auf ein solcherart geheimnisvoll Vorausgesetztes besitzt, baut sich das Denken in der Erfassung [Berührung] dieser voraussetzenden Allgemeingültigkeiten zu einem spezifischen Glanz auf. – Wie beim Tao handelt es sich auch beim Te um das Nachdenken über etwas [potentiell] umfassend Voraussetzendes. – Das Nachdenken hierüber betrifft etwas „unbedingt“ Wertvolles, was also über relative Nützlichkeiten in diesem oder jenem Falle erhaben ist. Unter diesem Gesichtspunkt manifestiert sich im Denken des einzelnen, sterblichen und „endlichen“ Menschen der absolute Aspekt, unter dem etwas als Handlung „richtig“ sein kann. – Richtig im Sinne dieser Verhaltensnorm ist eine Verhaltensweise, die der allgemeingültigen, prinzipiell gleichen

Freiheit aller entspricht. [Sie entspricht auch der „Tatsache“ unseres wechselseitig abhängigen Bestehens.] Dieses Normativum entspricht der prinzipiellen Wahrheitsfähigkeit unseres Denkens in normativen Dingen. – Auch dieses Nachdenken ist also „Berührung“ mit dem „Urgrund der Welt“. Damit haben wir einen allgemeinen Aspekt von mehr als relativer, nämlich „unbedingter“ Wichtigkeit in unserer Betrachtung. Dieser Aspekt erhebt unser Denken aus der „Verwirrung des Herzens“ zu „wahrhaften Prioritäten“ und zu „höherer Einsicht.“ „Höhere“ Einsicht überwindet das „eingengegte“ Bewusstsein insofern, als sie Irritationen durch Sonderfälle, durch einseitige Fixierungen und Erwartungen überwindet. Derart kann man entdecken, was wirklich wichtig ist, z. B. den allgemeinen Gesichtspunkt, dass man andere Lebewesen ebenso als Freiheitswesen anerkennen sollte, wie man selbst als Freiheitswesen anerkannt sein möchte. Erst in der Folge dazu, unter Beachtung der grundlegenden Wahrheit, kann man sich adäquat den irritierenden Problemen der Macht und der Herrschaft, der Unmündigkeit und der Demenz zuwenden.

Noch einmal zum Stichpunkt des „wahrhaft Empfehlenswerten“, was bei Laotse auf die innere Haltung des Wu Wei [im Fluss der Geschehnisse] hinausläuft. – Was auf äußerer Anerkennung beruht, ist äußerer Wert, z. B. Ehre und äußere Anerkennung. Es empfiehlt sich hier etwas, weil es auf der Wertschätzung vieler beruht, gemäß dem Motiv der Kästchenwahl: „Wer mich erwählt, gewinnt, was mancher Mensch begehrt.“ [Shakespeare, Kaufmann von Venedig] – Gegen die Werte der Nützlichkeit, des Bedürfnisses und der Schönheit ist nichts einzuwenden, solange die richtigen Prioritäten, bzw. die Priorität des „wahrhaft Empfehlenswerten“ ebenfalls beachtet werden. Laotse deutet an, worauf es ihm vor allem ankommt: die Handlungsweise aus innerer Ruhe gemäß dem Gesichtspunkt wechselseitiger Anerkennung der Lebewesen. Einer hervorzubringenden Sitte unter dem Gesichtspunkt der Zusammenführung der Freiheitsspielräume aller. Dies ist der Gesichtspunkt der prinzipiell gleichen Freiheit aller. Diese Priorität wird in der Palastintrige natürlich nicht beachtet, hier produziert man Aufregung und „Verwirrung des Herzens“ und kennt nichts Erfolgreicheres als den Erfolg selbst. Im alltäglichen Kampf um Vorteil und Überlegenheit verzichtet man allzu weitgehend auf die ordnende Kraft der inneren Haltung, die für Laotse das wahrhaft Maßgebliche ist. Priorisierung des Äußeren führt also zu Scheitern und Ambition. Der Rückzug zum inneren Wert führt dagegen wiederum zur „wahrhaften Ordnung der Dinge“, zu Tao und Te. – Das ist der Grund, warum Laotse entgegen den [äußeren] Sitten, Etiketten und Ritualen auf einem „mystischen“ Fundament menschlicher Erneuerung beharrt.

Dies ist m. E. eine legitime und gültige Art, den Gedanken der [potentiellen] Selbstgesetzgebung [Autonomie] des menschlichen Verhaltens zu formulieren: „Das Fundament der „wahren“ Sitte [wie sie sein sollte] ist innerlich, nicht äußerlich.“ – Das bedeutet: Es ist zwar so, dass sich Sitten, Gedanken und Verhaltensstandards des Menschen in der Wechselwirkung der Beteiligten kulturell erzeugen. Aber [„innere“] Voraussetzung der Gültigkeit „wahrhafter“ Moral [im Unterschied zu „nur“ konventionellen Verhaltensregeln] ist eine Gesetzgebung aus freier, innerer Einsicht. Das ist, in europäischen Worten, ein Gesetz der Selbstgesetzgebung als [„metaphysischer“] Kernbestand der „wahren“ Sitte. Dieser Gedanke liegt Laotse zurückweisend von Zwang und reiner Konvention, sowie seiner Schätzung von Gelassenheit und ungenötigter Einsicht irgendwie zugrunde.

Es fällt uns im Falle von Laotse nicht leicht, von einem Gesetz der Selbstgesetzgebung zu sprechen. Warum? Laotse vertrat einen Monismus der Wirklichkeit und glaubte nicht an die separierbare Existenz von irgendetwas, auch nicht eines „Selbst“. Laotse propagierte die All-Einheit von allem, die alleinige Existenz des Ganzen [dieses Welteis]. Deshalb fällt es uns schwer, in Bezug auf Laotse zu sagen: „Nicht die äußerliche Sitte und Üblichkeit, sondern eine Gesetzgebung des Selbst ist das Fundament wahrhafter Moral.“ Kann man die nicht-

konventionelle Gültigkeit eines Kernbestandes „wahrhafter“ Moral ohne den Gedanken einer Normativität aus dem Wesen des „Selbst“ denken und formulieren?

Für diese Schwierigkeit sehe ich folgende Lösung: Von der wirklichen Existenz eines inneren Selbst muss niemand reden. Für alle Wirklichkeit gilt tatsächlich die Abhängigkeit des wechselseitigen Bestehens. Dennoch hat diese Wirklichkeit im Wechselspiel vielfältiger Geschehnisse den Menschen mit der Fähigkeit des Denkens und Handelns hervorgebracht. Er vermag es als seine Aufgabe zu erkennen, sich an einer Formgebung seiner Denk- und Verhaltensweisen zu versuchen. Das Höchste, was er dabei erzielen kann, ist Einklang mit sich selbst trotz unterschiedlicher Bedürfnisse, in wechselnden Situationen. Das ist der „Richtungssinn“ des menschlichen Lebens. Es geht um einen aufzubauenden Modus des Lebens in der tatsächlichen Wirklichkeit. Dieser Modus bezieht sich auf eine zu findende Art unserer Denk- und Verhaltensweisen, die der prinzipiell gleichen Freiheit aller entspricht. Indem man darüber nachdenkt, macht man einen eigenen Gegenstand, ein selbstständiges Thema, daraus. Aber dennoch handelt es sich nicht um die Existenz einer separaten Wirklichkeit.

Der Gedanke der Selbstgesetzgebung [„Autonomie“] gehört m. E. in die Begründungsdiskussion der „eigentlichen“ Moral. Wie begründet man einen Imperativ der eigentlichen Moral? Wie kann man einen Imperativ begründen, dessen Gültigkeit man als Allgemeingültigkeit ansehen können möchte? Was ist der wahrhafte Empfehlungsgrund wahrhafter Verbindlichkeit? Eine solche Diskussion muss unterschieden werden von einer Diskussion über tatsächlich existierende moralische Konventionen. Mit der Bewertung tatsächlich existierender moralischer Konventionen tritt die Frage der wahrhaften Moral und ihr Begründungsproblem allerdings wieder hinzu.

Fragt man nach der tatsächlichen Entstehungsart moralischer Konventionen, dann darf man davon ausgehen, dass diese Konventionen als Entwicklungsprodukte im menschlichen Mit- und Gegeneinander entstehen. Sie erzeugen sich im alltäglichen Mit- und Gegeneinander unter historischen, bzw. gesellschaftlichen, bzw. kulturellen Bedingungen. Sie bilden sich heraus im Wechselspiel modifizierbarer Denk- und Verhaltensweisen. Oft aber handelt es sich um unintendierte Erzeugnisse menschlicher Interaktion.

Mit der Frage der wahrhaften, nicht nur historisch-konventionellen Gültigkeit moralischer Normen befinden wir uns dann aber in einer anderen Betrachtungsweise und sagen: „Wir propagieren eine Sitte der gleichen Freiheit aller, also universelle egalitäre Liberalität.“ Warum tun wir dies? Weil wir einen allgemeingültigen Satz für die allgemeingültige Freiheit suchen und nicht nur einen persönlich liebsamen Satz für persönliche oder gruppenspezifische Vorrechte. – Man kann in solchen Betrachtungen nicht mit den Vorrechten beginnen, sondern man beginnt mit der prinzipiell gleichen Freiheit. Die gegenteilige Voraussetzung, nämlich die Voraussetzung der prinzipiell ungleichen Freiheit und des persönlich bestehenden Vorrechts, erscheint in diesem Zusammenhang als willkürliche Voraussetzung. Man beginnt also mit dem Anspruch auf normative Wahrheit. Dieser Anspruch kommt nicht um den Anspruch auf Allgemeingültigkeit umhin. Rechtfertigt man an späterer Stelle dennoch Vorrechte und unterschiedliche Kompetenzen aufgrund besonderer Bedürfnisse und Fähigkeiten unterschiedlicher Menschen, geschieht dies unter der Voraussetzung der normativen Gültigkeiten der prinzipiell gleichen Freiheit. – Dies ist der Bescheidenheitsaspekt des Selbstsetzungsmotivs in der Moralbegründung.

Man kann den Gedanken auch anders wenden: Ebenso wenig wie ich bei der Erörterung des Empfehlungsgrundes der guten Sitte nicht von vornherein mit persönlichen Vorrechten für den eigenen Freiheitsspielraum beginnen kann, ebenso wenig kann ich mit etwaigen Vor-

rechten anderer beginnen. Frage ich nach einem nicht-willkürlichen „Gesetz“ für unsere aller Freiheit, stellt sich sofort der Gedanke der prinzipiell gleichen Freiheit aller ein und der Gedanke der Harmonisierung unserer Freiheitsspielräume. – Dies ist der emanzipatorische Anspruchsaspekt des Selbstgesetzgebungsmotivs.

P.S. Für meine Ausführungen zur teleologischen Denkweise habe ich Anregungen des Buches „Die Frage Wozu? Geschichte und Wiederentdeckung des teleologischen Denkens“ [Robert Spaemann, Reinhard Löw⁴] dankbar aufgenommen.

© copyright Jürgen Baader, Bad Dürkheim, 2006